

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1930

126 (31.5.1930) Wissenschaft und Bildung Nr. 22

Anton Wildgans

Zu seinen neuen Büchern

Osterreich hat das Lied! Das ist die Anmut, die Melodie, das Spiel, die Leichtigkeit, der Tanz, das ist die Seligkeit der beschwingten Seele. So war es in der Dichtung, in der Musik, in der Lebensweise, so ist es noch in der Dichtung von Anton Wildgans. Bei aller Männlichkeit und Herbe, die den menschlich schönen Grund seines Schrifttums bildet — zu strahlender Entfaltung kommt sein lyrisches Genie erst im Gedicht, in den Versen seines großartigen Epos „Kirbisch oder Der Gendarm, die Schande und das Glück“. Ich bekenne, Mitglied der unzählbaren Gemeinde zu sein, die mit leiser Angst, unergündlichem Mißtrauen um ein episches Gedicht lange herumgehen, ehe sie es aufschlagen und zu lesen beginnen. Es mag nicht nur meine Schuld sein, wenn ich in solchen Erzählungen in Versen schon im ersten Drittel rettungslos stecken geblieben bin. Hinzu kommt die aufregende Verzweiflung des Kritikers, der diese Dichtungen durchlesen muß. Es war an einem Herbstabend, die ersten Stunden der Nacht, als die Liebe zu den „Sonetten um Gab“, zu den anderen Gedichten von Wildgans mir die Energie und Entschlossenheit eingab, das längst auf meinem Schreibtisch liegende Epos zu beginnen. Ich stand irgendwo angelehnt, kühl bis ans Herz hinan — und stand drei Stunden in jenem wunderbaren Bann, der uns so selten beschieden ist, der die höchste Wirkung der Kunst darstellt, indem sie uns aus Tag und Ich entriißt, unser Bestes erweckt und zum Fluge verführt, indem sie uns den Sinn der Dinge in klarster Deutung offenbart. Um diese drei Stunden ist mein Leben, mein Wille, meine Lebensfreude stärker, reicher geworden. Ein solches Erlebnis an einem Buch verpflichtet, von ihm ganz persönlich zu sprechen.

Der Inhalt? Das Woher und Wohin? Gestalt und Gehalt? Unter dem barocken Titel wird man keine heroische Iliade und Odyssee erwarten dürfen. Es ist lebendigste nächste Gegenwart, die uns hier begegnet. Schauplatz ein österreichisches Bergdorf im letzten Jahre des Weltkrieges. Die gnadenlose erbärmliche Wirklichkeit einer Zeit, die alle niedrigsten Instinkte des Menschen, von Hunger und Wuchergier entseelt, zu einem satanischen Niederstieg der Menschheit entwickelt — diese Welt der Schmaroger, Händler, Spießer, der Lüftlinge und der rasenden Bürokratie fand ihren realistischen Meister. Das Unerhörte an diesem Werk ist aber, daß untadelige Verse eine so berstende Lebenswirklichkeit tragen und ausdrücken können. Nicht nur die Schande des Gendarmen Kirbisch, der besticht und sich bestechen läßt, um in der Hungerszeit den Keller voll Fraß zu haben, nicht nur die Schande seines Weibes, die es mit einem feigen und „reklamierten“ Frontsoldaten hat, nicht nur die Schande des Dorfes Ubelbach — sondern die Schande einer Zeit wird hier Verflüchtigung. Aber da ist ein Pfarrer, ein wunderbares Herz, das sich im Kampf um die feilsche Rettung der Gemeinde verbrennt, da ist auf Urlaub ein junger Kampfflieger, der auch auf der Erde, bei einem Tanz, Freß- und Sauffest der Gemeinde Ubelbach, genug von der reinen Luft da oben, von der Todesnähe und Lebenshingabe mit seiner Person mitbringt, daß das Ewige in diesen beiden Gestalten dem Teufischen den Widerpart hält.

Das sind einige Andeutungen, Worte, Linien. Die außerordentliche Modulationsfähigkeit der Wildgansschen

Verkunst schafft ein wogendes, blühendes, lebendigstes Leben. Nichts vom Marmor gefrorener Rhythmus — niemals das Bewußtsein von gezwungenen geklebten Versfüßen, keinen Augenblick empfinden wir den Hexameter, denn in jedem Augenblick eilen wir mit der herrlich fließenden Erzählung, oft, so bei den unvergleichlichen Landschaftsbildungen, lösen wir uns im Wohlklang zur Vollkommenheit gediegener Verse auf — um mit dem nächsten Abschnitt in kraffte Realistik von Shakespearescher Bild- und Farbenkunst zu gelangen. Wenn hier einige Stellen durch ihre ungehemmte Ausdrucksweise stören, so bleiben solche Eindrücke nicht haften, da das Werk eine starke fühlbare Steigerung von Kapitel zu Kapitel bringt, bis zur Höhe des 10. Gesanges, da der Pfarrer zu nächstlicher Stunde nicht nur um die Seele seiner Gemeinde verzweifelt, sondern im Zweifel an sich, an Gott zu verbrennen droht. Hier gewinnt selbst hohe Kunst noch jene letzte Steigerung in den Glanz der Erhabenheit.

Das deutsche Schrifttum, das deutsche Volk darf stolz und dankbar sein für dieses Werk. Der Krieg hat uns nicht verschlungen, uns nicht und den unsterblichen Geist unseres Volkes nicht, der sich am höchsten immer in der Kunst dargestellt hat. In jener Kunst, die aus dem Boden der Heimat, der Geschichte, aus Schicksal und aus dem Kampf um Gerechtigkeit erwächst.

Bei der Speidelschen Verlagsbuchhandlung in Wien sind in diesem Jahre nach einer langen Pause wieder Gedichte von Anton Wildgans erschienen, reif und blühend in heiterer, weltgewisser Meisterschaft: „Gedichte um Pan“. Ein erlebtes gedrucktes schmales Werk mit dem Bildnis des Dichters, einem Kopf von fester, gegliederter Architektur, männlich, ja wuchtig, in jedem einzelnen Zug ausdrucksvoll. Was sollen aber über Gedichte Begriffe vertragen? Und noch die beste Aussage kann hier nur Verwässerung sein. Ein Gedicht will für sich selbst sprechen:

Es ist der Mond . . .

Es ist der Mond, der aus den Wolken steigt
Ins Glodenblumenblau der späten Rüste,
Nachtschwabe gestirnt, kleine Grille geigt,
Die Stummelnahd haucht kühle Balsambüfte.

Es ist der Mond, so töng wie des Heins
Ein Rankenblatt und Wuchergier entseelt,
Wenn, mild und trunken des Lebendigsteins,
Noch Falter taumeln und die letzten Wienern.

Es ist der Mond, der in die Gaiten greift
Der schmächtigen, der partgestimmten Vieren,
Daß sich ihr Flüstern wie ein Obem streift
Und rätselbunke Schauer mich umwirren.

Es ist der Mond, der mich so weh erfüllt,
Als mühte mir, dem knabenhaft Verlegnen,
In Dämmerung gefüllt und doch entfüllt,
Das Weib der ersten Träume heut begegnen.

Und ungewiß treibt es mich hügelwärts,
Die Schläfe pocht, ins Auge drängen Tränen —
Es ist ja nur der Mond, du altes Herz,
So laß doch endlich dieses töricht Sehnen!

Dem Lyriker und Dramatiker Anton Wildgans, dessen geistiges Profil, dessen künstlerische Ausdrucksweise seit zwei Jahrzehnten fest unrisen ist und sich nur immer schöner bestätigt, als Erzähler zu begegnen, ist eine Überraschung und Erwartung zugleich. Selbstverständlich konnte es kein Roman, sonder nur eine Dichtung sein, die dem Lyriker par excellence auch die Prosaform möglich macht. Das Buch, soeben bei R. Staadmann in Leipzig

erschienen, heißt „Musik der Kindheit“ und schildert geruhig die letzten Jahrzehnte des kaiserlichen Wien des vergangenen Jahrhunderts, eines Wien, das nicht mehr ist, einer Menschlichkeit und Gesittung, die hier echtes Osterreich ist, und dem wir noch ein Denkmal der Erinnerung setzen können. Ein solches durch seine Sächlichkeit und Tiefe, durch die schöne Anschaulichkeit liebenswertes Denkmal fest Wildgans seiner Heimat, seiner Kindheit. Viele, die den Dichter lieb gewonnen, werden ihm gern zuhören, mit ihm den Anfang seines Lebensweges gehen wollen.

Franz Alfons Gayda (G. D. S.)

Vom Mausoleum zur Tram

Seltene Launen des Sprachgebrauchs

Von Dr. R. Weibel

Als im 4. Jahrhundert v. Chr. Artemisia, die Witwe des Königs Mausolus von Halikarnak in Kleinasien, ihrem Gemahl ein prachtvolles, 44 Meter hohes Grabmal errichten ließ, ahnte sie nicht, daß sein Name durch dieses „Mausoleum“ unsterblich werden sollte. Ebenso hat sich der Herzog Johann I. von Brabant (gestorben 1294) wohl kaum träumen lassen, daß er einmal als „Gambelinus“, als „Biergott“ fortleben würde, von dem die Götterwelt des Altertums ja gar nichts gewußt hat. Was für eine Laune der Sprache hat hier ihr Spiel getrieben? — Johann I. hatte den Brabanter Brauereibedenkende Privilegien verliehen, war deshalb Ehrenmitglied der Brüsseler Brauervereinigung und bald sagenhafter Schutzpatron, schließlich der angebliche Erfinder des Bieres geworden. Aus seinem latinisierten Namen Jan primus = Johann der erste, wurde Jamprimus (so bei Hans Sachs) und endlich Gambelinus.

Die Launen des Sprachgebrauchs sind in der Tat unberechenbar! Es braucht auch nur ein einfacher Lübecker Buchdrucker wie Johann Ballhorn (gestorben 1599), ein preussischer Kriegskommissar und Hofrat wie Kremser oder ein französischer Leinwandweber wie Baptiste Chambray zu sein. Ballhorn gab mehrere Neuauflagen von Büchern, u. a. das Lübecker Stadtrecht, heraus, und zwar angeblich in verbesserter, in Wirklichkeit in verschlechterter, ja fehlerhafter Form; daher unser „verballhornen“. Kremser erhielt durch königliche Kabinetsorder die Erlaubnis, Wagen zum öffentlichen Gebrauch zu stellen, „die auf eisernen Achsen laufen und auf Federn ruhen sollten“; so standen am 20. Mai 1825 am Brandenburger Tor die ersten „Kremser“ zu Gesellschaftsausflügen ins Freie. Auf Baptiste (Bäpste) Chambray schließlich, der im 13. Jahrhundert die Leinwandweberei in Flandern sehr in Aufnahme brachte, geht unser „Bäpsti“ zurück. Mitunter greift die Sprache in ein rein lokales Ereignis hinein und hält den Namen eines Beteiligten in irgendeiner Form für alle Zeiten fest. Dafür ist der irische Kapitän James Boycott ein Beispiel, der sich 1880 als Gutsvorwalter in Irland herartig verhalten gemacht hatte, daß die Landliga ihn in Verruf erklärte und allen gesellschaftlichen und geschäftlichen Verkehr mit ihm abbrach. Der „Boycott“ gehört seitdem zum Wortbestand fast aller europäischen Sprachen.

Besonderes Glück hat der französische Marschall Niel gehabt, der im Krimkrieg Leiter des Geniewesens vor Sebastopol, seit 1867 Kriegsminister war: sein Name ist in der bekannten Rosenart sogar mit seinem Titel erhalten geblieben. Bei der Kamelie, der Hortensie oder der

Wagen usw. heraus und hebt sie in geforderten Gläsern auf, so kann man ihre Tätigkeit studieren. Jedes dieser einzelnen Organe folgt dann aber seinen eigenen Gesetzen. Es fehlt die Regulation der Zusammenarbeit. Diese Zusammenarbeit wird im menschlichen Körper durch das Nervensystem und durch das Blut gewährleistet. Leberes wirkt durch Stoffe, die in ihm gelöst überall hinkommen, und zwar in erster Linie durch die Hormone, daneben aber auch durch Salze.

Es sei noch erwähnt, daß es auch sog. gemischte Drüsen gibt, d. h. Drüsen, welche verschiedene Sekrete produzieren, von denen das eine eine örtliche Wirkung entfaltet, während das andere eine Fernwirkung ausübt.

Wenn in der letzten Zeit die Lehre von der inneren Sekretion so populär geworden ist, so liegt die Frage nahe, ob wir es hier mit einer vorübergehenden Modeströmung zu tun haben. Die Lehre von der inneren Sekretion konnte ihre Bedeutung nur dadurch gewinnen, daß heute in der ärztlichen Wissenschaft wieder die Erfassung des gesamten Menschen wichtig geworden ist. Organe, die eine Fernwirkung hervorgerufen, sind geeignet, von der Betrachtung eines einzelnen erkrankten Organs die Aufmerksamkeit fortzulenken und den ganzen Menschen betrachten zu lassen.

Es seien jetzt kurz die einzelnen Drüsen und ihre Funktionen besprochen.

Am besten bekannt ist die Schilddrüse. Entfernt man dieselbe (im Tierversuch), so stellt sich eine chronische Vergiftung ein. Verdauungsstörungen und Erbrechen treten auf, der Stoffwechsel ist herabgesetzt. Die Haare fallen aus, ebenso die

Drüsen mit innerer Sekretion

Von Dr. Felix Voelkel, Berlin.

Unter Drüsen versteht man Organe, die durch ihre Entstehung, ihren Bau und ihre Funktion charakterisiert sind. Sie haben die Aufgabe, Stoffe, die ihnen mit dem Blut zugeführt werden, zu verarbeiten und aus ihnen spezifische Produkte zu bilden und diese abzusondern. Die Aufgabe der einzelnen Drüsen ist verschieden. Beispiele solcher Drüsen sind die Schweißdrüsen, die das Schweiß, das im Blut ihnen zugeführt wird, zum Schweiß verarbeiten. Durch mehr oder minder große Abgabe von Schweiß regulieren die Schweißdrüsen den Wärme- und Wasserhaushalt. In der Kälte ist die Abgabe geringer, während sie in der Wärme zunimmt. Andere Drüsen, die hierher gehören, sind die Speicheldrüsen. Sobald Nahrung aufgenommen wird, fangen sie an, zu sezernieren, d. h. das von ihnen gebildete Produkt in die Mundhöhle abzusondern. Hier beginnt mit ihrer Hilfe die Verdauung, die dann im Magen und im Darm durch die Produkte der Magendrüsen und der großen Verdauungsdrüsen (Leber, Bauchspeicheldrüsen und Darmdrüsen) fortgesetzt wird.

Der anatomische Bau einer Drüse ist etwa folgender: Einzelne Zellen, die um einen Gang liegen, bilden ein Rädchen, mehrere Rädchen die Drüse. Die Ausführungsgänge der einzelnen Rädchen vereinigen sich zu einem großen Ausführungsgang, durch den das Sekret nach außen gelangt.

Nun gibt es eine Reihe von Drüsen, die ihrem anatomischen Bau und ihrer Entstehung nach sich von den eben geschilderten

Drüsen nicht unterscheiden, bei denen aber der Ausführungsgang fehlt, z. B. die Schilddrüse oder die Nebenschilddrüsen. Auch diese Drüsen bilden ein Sekret, das sie aber an das Blut direkt abgeben. Ein grundsätzlicher Unterschied liegt darin, daß das Sekret der gewöhnlichen Drüsen an Ort und Stelle wirkt, z. B. das der Magendrüsen im Magen, während das Produkt der Blutdrüsen eine Fernwirkung entfaltet. Die örtliche Wirkung fehlt. Das Sekret kommt mit dem Blut, also in allerzuletzt Zeit, zu allen Organen des Körpers und entfaltet hier eine hemmende oder fördernde Wirkung. Kompliziert wird dies noch dadurch, daß zum Teil auch Organe, die keine Drüsen sind, Produkte mit Fernwirkung abgeben, z. B. die Nebennieren. Auch diese Körper zählt man zu den innersekretorischen Organen. Man versteht also unter innerer Sekretion die Abgabe von Stoffen mit Fernwirkung an das Blut. Die Stoffe selbst nennt man Inkrete oder Hormone. Solche Stoffe sind z. B. das Schilddrüsenhormon, das Hirnanhangshormon usw. Von ihnen zu trennen, wenn auch prinzipiell nicht verschieden, sind Stoffe, die ebenfalls eine Fernwirkung ausüben, die aber nicht nur in einem Organ gebildet werden, sondern generalisiert in den verschiedensten Geweben vorkommen, wie das Chinin.

Grundsätzlich wichtig ist, daß die Drüsen mit innerer Sekretion ein Regulationsystem sind. Eine der kompliziertesten Fragen im menschlichen Körper ist die der Zusammenarbeit der einzelnen Organe. Die einzelnen Organe, aus dem Körperverband genommen und zweckmäßig aufbewahrt, funktionieren noch einige Zeit. Schneidet man z. B. einem Frosch Herz,

Reinefode tappt man dagegen schon mehr im Dunkeln, und so manch andere Bezeichnung, die den Namen des Entdeckers unsterblich machen sollte, ist heute überhaupt verschollen, da der Sprachgebrauch sie nicht übernommen hat. Die „Amelje“ ist nach dem aus Brünn gebürtigen Jesuiten Joseph Kamel benannt, der die Pflanze 1738 aus Japan mitbrachte, während in der „Hortensie“, die der Franzose Philibert Commerçon 1767 ebenfalls aus Japan einführte, entweder der Name einer Begleiterin auf seiner Forschungsreise, Hortense Borré, oder der der französischen Astronomin Hortense Lepaute fortlebt. Die „Königin Claudia“ dagegen, die der „Reineclaud“ den Namen gegeben hat, lebte bereits im 16. Jahrhundert: sie war die Gemahlin Franz I. von Frankreich; die Bezeichnung für die von ihr bevorzugte Pflaumenart erhielt sich übrigens trotz der französischen Revolution, die daraus „Bürgerin Claudia“ (Citoyenne Claude) machte.

„Begraben ist in ewige Nacht der Erfinder großer Name zu oft!“ Klopstock hat nicht so unrecht! Wer weiß heute noch, daß der französische Baumeister François Mansard im 17. Jahrhundert die vorzüglichen Dachstufenfenster, die „Mansarden“, in Aufnahme brachte, daß unsere beliebten „Palmen“ ihren Namen dem zur selben Zeit lebenden französischen Marschall Braslin verdanken, dessen Koch die ersten Süßigkeiten dieser Art verfertigte, daß das „Nikotin“ nach dem französischen Arzt Jean Nicot benannt ist, der 1560 den Tabak in Frankreich einführte, daß unsere „Draufäden“ 1817 von Karl Drais in Mannheim erfunden wurden und die im Weltkrieg verwandten „Tanks“ auf den Namen ihres Erfinders, des englischen Ingenieurs Tom Tank Barral, zurückgehen? Ganz besonderes Pech hat allerdings der Erbauer der ersten Pferdebahnen in England gehabt: von seinem Familiennamen Outram hat die Sprache nur die letzte Silbe übernommen und hat ihn im englischen „tramway“ und in unserer „Trambahn“ unsterblich gemacht.

Ein ungebetener Gast:

Die Wollhandkrabbe

In der letzten Zeit häufen sich in beängstigendem Maße die Meldungen, daß in den deutschen Flüssen zahlreiche Exemplare der sog. chinesischen Wollhandkrabbe, eines aus China eingeschleppten Tieres, das mit ausgestreckten Beinen bis zu 50 Zentimeter groß wird, aufgefunden wurden. Nach den schlechten Erfahrungen, die wir mit der Wasserpest und der Bismarckkrabbe gemacht haben, muß die neue Gefahr mit besonderer Aufmerksamkeit beobachtet werden.

Unsere Flüsse haben in den letzten hundert Jahren zwei große Gefahren zu bestehen gehabt. Die erste war das Auftreten der Wasserpest. In ihrer Heimat, den Flüssen und Seen Nordamerikas, ein harmloses Pflanzentier, wurde sie durch Schiffe um 1836 nach Irland, 1847 nach England verbracht. Dort breitete sie sich ganz ungeheuer rasch aus, da ja jedes abgerissene Stück der Pflanze sofort imstande ist, weiter zu knospen und zu wachsen. Sie verstopfte binnen kurzem Flüsse, Kanäle und Schöpfen. Auf dem europäischen Festlande war sie trotzdem noch zehn Jahre später nur in Aquarien und Botanischen Gärten bekannt. Da wurde sie 1859 fast gleichzeitig von dem Lehrer Ernst Vogz in den Gräben des Charlottenhofes bei Sanssouci und von dem Kantor Buchholz in Eberswalde ausgepflanzt, da ihr Wachstum anfangs unbedeutlich erschien. Doch in kurzer Zeit

flauen und Höner. Abmagerung mit großer Müdigkeit und Abgeschlagenheit treten ein, ferner Kopfschmerzen und Herabsetzung der Temperatur. Der Blutdruck sinkt. Die Entwicklung der Geschlechtsorgane bleibt zurück, wenn die Entfernung an einem jungen Tier vorgenommen wurde.

Das Umgekehrte tritt ein, wenn man Schilddrüsensubstanz verstofft. Zum Beispiel wird der Stoffwechsel derartig gesteigert, daß der Körper das organische Eiweiß angreift, wenn nicht reichlich Fett- und Zuderstoffe verabfolgt werden. Stickstoff und Phosphat werden im Urin vermehrt ausgeschieden. Wichtig ist, daß der Jodstoffwechsel mit der Schilddrüse zusammenhängt. Man führt die Vergrößerung der Schilddrüse, den Blähals, auf Jodmangel zurück. Die Menge der Schilddrüsensubstanz, die der einzelne verbraucht, ist verschieden. Im allgemeinen vertragen junge Menschen Schilddrüsensubstanz auffallend gut, besonders wenn reichlich Fett verabfolgt wird. Die beiden Hauptkrankheiten der Schilddrüse sind die Basedow'sche Krankheit und das Myxödem*. Fehlt die Schilddrüse von Jugend auf, so spricht man von Kretinismus, also von einem Zustand, der neben den körperlichen Zeichen des Fehlens der Schilddrüse auch noch die Symptome der Idiotie zeigt.

Die Nebenschilddrüsen überwachen den Kalkstoffwechsel. Entfernt man die Beischilddrüsen, so kommt es nach etwa 24 Stunden zu Zuckungen in den Muskeln, die bald in schwerste Krämpfe übergehen. Gleichzeitig sinkt der Gehalt des Blutes an Kalk. Muskeln und Nerven sind dann gegenüber dem elektrischen Strom sehr empfindlich. Wir nennen diese Krampfkrankheit Tetanie und bei Kindern Spasmodie. Amerikanische Forscher ist es gelungen, das wirksame Prinzip aus den Nebenschilddrüsen zu gewinnen. Spricht man dieses ein, so steigt der Kalkgehalt im Blut und läßt die eben beschriebenen Krankheitserscheinungen verschwinden. Wenn es sich nicht um völliges Fehlen der Nebenschilddrüsen handelt, so genügt auch die Verabfolgung von Kalk zur Befämpfung dieser Krankheit.

(Fortsetzung folgt.)

*Eine Verdickung im Hautgewebe, mit Verblödung als einhergehende Krankheit.

wurde das anders. Bereits 1863 fand man sie im Glindeower See und in der Havel. Sie wuchs immer rascher, erreichte 1861 Weipzig, 1863 Trier, 1867 Stettin, ließ stellenweise die Schifffahrt, Mühlenbetriebe und Fischerei stocken. Besonders das Fangen mit Netzen wurde zur Unmöglichkeit. Ganze Tüder der Elde — so hieß sie ursprünglich — wurden zum Düngen der Felder verwendet. Übertragung durch Wasservögel hat es jetzt so weit kommen lassen, daß selbst jeder abflußlose Tümpel in Deutschland sie beherbergt. Aber auch nach Schweden, Finnland, Rußland (bis östlich von Moskau) und Italien (bis südlich von Neapel) ist sie gedrungen. Die zweifelhaftesten menschlichen Gegenmaßnahmen nützen nichts. Da hat endlich die Natur selbst dem Riesenschwamm ein Ziel gesetzt, und jetzt ist die Wasserpest, wie sie damals scherzhaft genannt wurde, bei uns im Aussterben begriffen.

Noch lange nicht so weit ist es mit der zweiten Gefahr: der Bismarckkrabbe. Sie wurde 1906 von einem Rittergutsbesitzer in Böhmen aus Amerika eingeführt. Die Tiere wurden ursprünglich in einem Bassin gehalten, brachen aber aus der Gefangenschaft aus und besetzten in kurzer Zeit die Eger, Mulde, Elster und Saale, flussauf- und -abwärts. Der Schaden für Fischerei und für Uferbauten und Dämme, die sie durchwühlen, geht in die Millionen und wird durch den wertvollen Pelz, den sie liefern, nicht weitgemacht. Dabei sind sie sogar für den Menschen nicht ungefährlich: So wurde zum Beispiel in Plauen im Vogtlande vor einigen Jahren eine Person auf offener Straße von einer Bismarckkrabbe angefallen und erheblich verletzt.

Die dritte Gefahr droht neuerdings durch die chinesische Wollhandkrabbe. Sie wurde 1912 zum ersten Male an der Aller, einem Nebenfluß der Weser, gefunden. Jetzt ist sie schon zu Tausenden in den deutschen Flüssen heimisch, 1923 erreichte sie Hamburg, 1927 die Nordsee zwischen Ems und Bismarck. Kurz darauf besiedelte sie die Havel und ihre Nebenflüsse, sowie den Kaiser-Wilhelm-Kanal. Im September dieses Jahres ist sie, wie Dr. W. Wolterstorff berichtet, allein an 35 Mähen der Mittelelbe, nördlich von Magdeburg, gefunden worden. Und zwar bildet sie an vielen Orten nicht einen zufälligen Fund, sondern einen ganz gewöhnlichen Bestandteil der Wassertierwelt.

Das Tier selbst gehört zur großen Familie der zehnfüßigen Krabbe, zu der wir auch unseren Flusskrebs, den Sommer- und die Garnele, rechnen. Ebenso wie bei den andern Krabben, z. B. der Strandkrabbe, dem Linsenkrebs und der Seezypine, ist ihr Hinterleib sehr klein und unter dem schiffelartigen Kopfschild verborgen. Das vorderste Beinpaar ist zu Scheren umgebildet, die in der Mitte dicht mit Borsten wie mit einem Pelz bedeckt sind. Daher hat sie ja auch ihren Namen erhalten. Das Weibchen ist im übrigen etwas weniger beharrt, wie das Männchen. Der runde Schild kann 8 Zentimeter groß werden, so daß sie bei ausgestreckten Beinen eine Breite von nahezu 50 Zentimeter zu erreichen vermag!

Tagsüber hält sie sich in Höhlen oder unter Steinen verborgen, doch nachts geht sie auf Raub aus. Sie nährt sich von Muscheln, Schnecken und toten Fischen. Inwiefern sie dem Raich, der Fischbrut und lebenden Fischen gefährlich wird, ist noch nicht einwandfrei festgestellt. Sicher ist, daß man sie öfters in Neusen fängt, wo sie sich stets über die darin befindlichen Fische hermacht. Besonders gefährlich wird sie dadurch, daß sie ein sehr gewandter Räuber ist. Dazu kommt, daß sie, obwohl sie durch Kiemen atmet, selber 14 Tage wasserlos bei trodener Luft ohne Schaden übersteht und so auch isolierte Leiche auffuchen

Ausstellung im Badischen Kunstverein Karlsruhe

Im Badischen Kunstverein sind zur Zeit Gemälde und Plastiken badischer Künstler und Künstlerinnen ausgestellt.

Arthur Grimm zeigt Landschaften, Porträte und Stillleben; besonders ansprechend und flott hingemalt eine Ansicht von Heidelberg; flüchtig, passivhaft, passivhaft in der Wirkung eine Landschaft von Baden-Baden.

Von Hermann Baur fallen besonders einige impressionistisch gemalte Gartenstücke auf. Ein kleines Bild „Nichte Landschaft“, differenziert in den Farben, zeichnet sich aus durch die Zurückhaltung in der Farbgebung. Es stellt eine sehr helle Wiese dar, nach dem Horizont in noch helleren Tönen sich verlierend mit wolkigen, klaren Himmel. Etwas vom Salzgeruch der Seelandschaft ist in diesem hübschen kleinen Bild, das in einem gutgewählten, hellen Holzrahmen sitzt. Eigenartig in der Farbgebung das Bild „Große Düne auf Sylt“ in dunklen lila und bräunlichen Tönen, die Stimmung einer Seelandschaft an der See gut vermittelnd. Sauber und gut gemalt das Porträt von Albert Seiger.

Frau Korn-Bippelus ist mit impressionistischen Landschaften, Porträten und einigen Blumenstücken vertreten. Dekorativ gemalte Stillleben und Aquarelle sind zu guter Bildwirkung gebracht. Die ganz in blauen Tönen gehaltenen Bilder „Studie Schornstein“, „Studie Südwest“ und „Olivengärten“ zeigen, daß die Fähigkeit dieser Künstlerin, Landschaftliches in eindrucksvoller Sprache zum Ausdruck zu bringen, nicht unbedeutend ist. Ein völlig anderer künstlerischer Charakter offenbart sich in der Ausstellung des nächsten Raumes. Hier zeigt D. E. Schmitt Bilder von harter Farbgebung. Gelbe, blaue und rote Töne werden dicht nebeneinander gesetzt. Besonders eindrucksvoll ein buntes Bild „Abend“ genannt. Flott und sicher hingeworfen, flüchtig und darum sehr lebendig in der Wirkung die „Spielenden Kinder am Strand“.

Wer den Naturalismus liebt, kommt im letzten Raum auf seine Kosten, wo Rein. Amstühler Landschaften und Allegorien ausstellt. Am besten sind die reinen Landschaften ohne Personen, oder jedenfalls die Bilder, in denen Persönliches hinter dem Landschaftlichen zurücktritt.

Schöners Plastik einer stehenden, weiblichen Figur ist gut in der strengen Zusammenfassung und dem doch weichen und fließenden Kontur.

Schelus zeigt Porträtskizzen und Studien, am besten wohl ein Torso mit unregelmäßiger, geschnittener Oberfläche.

L. F.

kann. Höchst merkwürdig ist es, daß man in den Flüssen nur Weibchen ohne Eier antrifft, da sie stets im Brackwasser laichen, wo die Eierzahl eines einzelnen Weibchens nach Schmalenbeck ungeheuer sein soll. Es scheint also bisher so, als ob jede Krabbe vom Meer aus die Flüsse hinaufklettern und alljährlich einmal zurückwandert. Eine kaum glaubliche Leistung! Ihr können nur die Reisen der Aale und Lachse an die Seite gestellt werden, wobei man in Betracht ziehen muß, daß diese als vorzügliche Schwimmer viel geeigneter dazu erscheinen.

Allen Vermutungen nach wurde die chinesische Wollhandkrabbe durch ein oder mehrere Überseefahrer aus China eingeschleppt. Dort kommt sie hauptsächlich an der Küste, im Brackwasser, vor, doch findet man sie auch in den Flüssen, da ihr selbst plötzlicher Wechsel von Salz- und Süßwasser nicht im geringsten schadet. Im Yangtsekiang zum Beispiel hat man sie noch 1300 Kilometer von der Mündung entfernt festgestellt. Durch das jahrtausendlange Leben in Gewässern, an deren Ufern Millionenstädte liegen, die keinerlei Kläranlagen für ihre Abwässer besitzen, ist sie in viel höherem Maße für unsere durch Industrie und Großstadt nahezu verdorbenen Flüsse geeignet, als unsere einheimische Tierwelt, die gezwungen wird, sich innerhalb eines Jahrhunderts umzustellen, und diese Gewaltkur meist schlecht oder gar nicht überlebt. Es sei nur an die große Krebspest im vorigen Jahrhundert erinnert, die unsere Flüsse fast vollständig leerte und an das große Fischsterben, wie wir es erst dieses Jahr wieder an der Saale und am Main erlebten. Die Fische trieben zu Laufenden flussabwärts, bedeckten oft in 50 Zentimeter breiten Streifen die Ufer und machten das Baden und Paddeln, ja das Begehen der Uferwege unmöglich. Man sucht die Schuld im Sauerstoffmangel und in der ungenügenden Klärung der Abwässer. Der tiefere Grund ist das Nicht-mehr-zeitgemäß-Sein dieser Tiergattungen, und man versteht, daß es sehr leicht möglich ist, daß die chinesische Wollhandkrabbe mit Zähigkeit und Ausdauer unsere Wassertierwelt verdrängen und die Flüsse für sich erobern kann, was natürlich nicht nur vom Standpunkt des Naturfreundes, sondern auch vom wirtschaftlichen aus sehr bedauerlich wäre. Augenblicklich gilt es vor allen Dingen, die Krabbe, die noch über dem Leben dieser Krabbe schweben, zu lösen. Desgleichen ist unbedingt nötig, zu untersuchen, wie groß der Schaden sein könnte, den sie anrichtet, und danach entsprechend zu handeln. Die zu spät entdeckte Gefahr bei Wasserpest und Bismarckkrabbe mahnen eindringlich genug.

Dr. W. S. Walters, Weipzig.

Zeitschriftenschau

Zeitwende. Ganz prächtig sind wieder die beiden letzten Hefen dieser schon öfters lobend erwähnten Monatschrift für das gebildete evangelische Haus. Im Aprilheft die vortrefflichen Aufsätze über Bismarck und Luther. Prof. A. O. Meier stellt die geniale Politik des großen Mannes ins rechte Licht und verteidigt ihn gegenüber manigfachen modernen Angriffen. Prof. A. Meier, repräsentiert durch die Namen Freud, dessen Umwälzung Luthers, der an Stelle des egozentrischen Standpunkts den theozentrischen gesetzt hat. Im Aprilheft begann, im Maiheft wird geschlossen eine ausgezeichnete Besprechung von Geh. Rat Dr. L. Nömhoff über „moderne Seelenfürsorge und Seelenbehandlung und ihre Beziehungen zur Seelsorge“. Eine eminent klare Darstellung der hauptsächlichsten Formen der Psychoanalyse, repräsentiert durch die Namen Freud, dessen Sexualismus Nömhoff mit Recht bekämpft, Adler, der alle Seelenkrankheiten auf den Willen zur Macht bezieht und endlich den Schweizer Jung. Schließlich, sagt Nömhoff gewiß richtig, kommt es nicht so sehr auf die Methode an, als auf die Persönlichkeit des Therapeuten, auf seinen Einfluss auf den Patienten. — Im Maiheft spricht Dr. S. Wagner über Kanada und die deutsche Einwanderung. Geh. Rat Prof. Dr. A. Chroust erzählt anschaulich und interessant von „Habsburgischen Epigon“: Erzherzog Franz Ferdinand und Kaiser Karl. Marie Gaides-Wachhaus gibt ein Tagebuchblatt, ihre Erlebnisse mit der Anthroposophie darstellend, durch die sie hindurchgegangen ist, von deren Intellektualität sie sich schließlich befreit hat zu ihrem bescheidenen Glauben: Still sein, Lieb sein, tapfer sein, Glauben und Schauen. — Und durch die Hefen geht der vorzügliche Roman von A. Schieber „Das große Ich“, eine ungemein feinsinnige Entwicklung zweier gegenüberstehender weiblicher Charaktere. — Die Zeitwende mit ihren weitreichenden geistigen Interessen und ihrem innerlich gestifteten Standpunkt, ist eine sehr zu empfehlende Zeitschrift für das evangelische Haus.

Eine neue Musikzeitschrift. Seit Anfang April beginnt im Verlag Quelle & Meyer (Weipzig) eine monatliche Musikzeitschrift zu erscheinen, die sich „Die Musikflöte“ nennt und schon durch diese Namenswahl erweist, daß sie keineswegs den vielen anderen periodischen Publikationen Konkurrenz machen will, sondern das musikalische Schrifttum nach einer ganz bestimmten Richtung ergänzt. Nicht nur der Herausgeber, Dr. Gerhard Freyher, steht nämlich der vom gleichen Verlag editierten Musikpädagogischen Bibliothek sehr nahe, auch seine jetzt schon zu Wort kommenden und noch angehenden Mitarbeiter haben enge Beziehungen zu diesem Kreis, der wieder durch seine nahe Verbindung mit der Musikabteilung des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht die sichere Gewähr bietet, zum Gesamtensemble aller einschlägigen Fragen eine nahezu autoritative Stellungnahme zu ermöglichen. Besonders wichtig scheint uns auch die Absicht, dem Chorgesangswesen als einem wertvollen, bisher freilich nur zu oft unterschätzten Teilgebiet der Musikorganisation künftig erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken. Zweifellos wird gerade dadurch sich viel Gutes erreichen lassen und die Vertüre für alle Musikpädagogischen, Chorleiter und Künstler gleichermaßen sehr praktisch sehr fruchtbar auswirken. Wir werden von Zeit zu Zeit auf den Inhalt der einzelnen Hefen kurz hinweisen und möchten deshalb für heute nur noch kurz erwähnen, daß u. a. größere Aufsätze von Gurzil (Freiburg), Jöbe (Berlin), K. Reitenberg (Berlin), Moser (Berlin), Krenel (Wien), K. Minzki (Berlin), Scherger (Königsberg), Schering (Berlin), vorgelesen sind. Angefichts einer so prägnanten Mitarbeiterliste ist der halbjährige Bezugspreis von 6 M. wirklich gering zu nennen.

G. Sch.